

Zwischen finanzieller Frustration und ideellem Reichtum

Between Monetary Frustration and Ideational Prosperity

Nina Arbesser-Rastburg

Kurzzusammenfassung

Im vorliegenden Beitrag werden die persönlichen Erfahrungen mit dem Studium der Psychotherapiewissenschaft und dem Fachspezifikum Individualpsychologie an der Sigmund-Freud-Privatuniversität reflektiert.

Abstract

This article personal experience reports and reflects during studying psychotherapy science and undergoing psychotherapy training in individual psychology at Sigmund Freud Private University.

Schlüsselworte

Fachspezifikum Individualpsychologie an der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien, persönliche Erfahrungen

Keywords

psychotherapy training, Individual Psychology at Sigmund Freud Private University, personal experiences

Seit nunmehr neun Jahren begleitet mich die Sigmund-Freud-Privatuniversität. In diesem Beitrag möchte ich einen kurzen Einblick in meine Erfahrungen in das und mit dem Fachspezifikum der Individualpsychologie an der SFU geben und dabei vor allem auf Themen die Aufmerksamkeit lenken, welche im Kontext der Akademisierung diskutiert werden.

Ich kann mir kein Studium vorstellen, dass mich mehr hätte beeinflussen können. Dies hat mehrere Gründe und weist sowohl Licht- als auch Schattenseiten auf.

Die Wahl der Psychotherapieschule fiel mir leicht. Während einer Vorlesung im Bakkalaureat, gehalten von Frau Prof. Sindelar, in der sie aus einer Kindertherapie erzählte, war ich nicht nur von ihr als Person begeistert, sondern fing auch Feuer für die Individualpsychologie. Ich begann mich in die empfohlene Literatur einzulesen, und die Denk- und Sichtweise gefielen mir, einschließlich des dahinter liegenden Menschenbildes. Um ins Fachspezifikum aufgenommen zu werden, war es nötig, zwei Einzelgespräche sowie ein Gruppenseminar zu absolvieren. Einige Bewerber wurden nicht aufgenommen, und ich werde nie die Erleichterung und Freude vergessen, die ich verspürte, als ich eine positive Rückmeldung erhielt. Diesem Aufnahmeseminar verdanke ich weiterhin auch den Beginn einer mir bis heute sehr wichtigen Freundschaft. Damals war das Fachspezifikum der Individualpsychologie noch nicht akkreditiert, dennoch war es das, was ich wollte, und mein Vertrauen in die Leitung desselben war groß genug, um davon auszugehen, dass es sich nur um eine Frage

der Zeit handeln sollte, bis es offiziell akkreditiert sein würde. Von Anfang an hatte ich den Eindruck, hier gut aufgehoben zu sein, und als Teil eines eher anspruchsvollen Jahrganges, der manchmal auch mehr forderte, als geboten wurde, fand ich meinen ersten Eindruck immer wieder bestätigt. Auf unsere Wünsche wurde eingegangen, und so kam zum Beispiel zu dem von den Studenten initiierten Literaturkreis auch stets eine Lehrperson des Fachspezifikums hinzu, um uns zu unterstützen. Einer der größten Vorzüge, den das Fachspezifikum für mich zu bieten hatte, bestand in der persönlichen Betreuung und dass man einander aufgrund des überschaubaren Rahmens (wir waren zwölf Personen) bald kannte und immer noch kennt. Dies liegt vielleicht auch daran, dass ich mich in Großgruppen nie sonderlich wohlfühlte. Meine Gymnasialzeit verbrachte ich in einem öffentlichen Schulversuchs-Realgymnasium, in dem der Unterricht vor allem in kleineren Gruppen stattfand, vielleicht auch deshalb besuchte ich die Fachspezifikums-Veranstaltungen während meines Studiums lieber als die regulären Veranstaltungen, denen sehr viele Leute (wenn auch freilich nicht so viele wie an einer öffentlichen Universität) beiwohnten.

Ein Thema, das oftmals im Zusammenhang mit der Akademisierung aufgeworfen wird, ist die Altersthematik, sprich ob es nicht einiges an Lebenserfahrung bedürfe, um diesen verantwortungsvollen Beruf ausüben zu können, und ab welchem Alter man diese wohl aufweise. Als eine der ersten „jungen“ Studentinnen an der SFU blieb auch ich von dieser Thematik

nicht verschont, und gerade zu Beginn meiner ersten Patientenstunden war ich diesbezüglich reichlich verunsichert. So nahm ich auch deshalb nur Patienten an, die unter Mitte 30 waren. Das Erstaunliche für mich, rückblickend, besteht nach nun über 1000 Therapiestunden und einer Vielzahl an Supervisionsstunden jedoch darin, dass mein junges Alter für meine Patientinnen und Patienten viel weniger ein Problem darstellte als für ältere Berufskollegen. Hier erfuhr ich (genauso wie viele andere junge Kolleginnen und Kollegen) ab und an eine sehr skeptische, ablehnende Haltung, sowohl von Studierenden der SFU als auch noch viel stärker von Personen außerhalb derselben. Die meisten meiner Supervisionsstunden hielt ich mit einer um einiges älteren Kollegin ab, die mir wohlgesonnen war und ist, und das, was sich als viel essentieller für das Gelingen der Therapien herausstellte, war weniger das biologische Alter als vielmehr die Therapieerfahrung. Beide hatten wir zunächst mit Unsicherheiten und Ängsten im Therapiealltag zu tun, die sich aber im Laufe der Zeit immer mehr legten oder milderten. Heute bin ich wohl immer noch eine „junge“ Therapeutin, ein Umstand, den ich in meinen Therapien jedoch nicht (mehr) als hindernd erlebe. Als wesentlich hierfür halte ich die stete Ermutigung und Unterstützung von den Lehrpersonen des Fachspezifikums, meiner stets äußerst geduldigen Lehranalytikerin und meines Supervisors. Geringere Lebenserfahrung ist wohl kein Vorteil für den Beruf des Therapeuten, allerdings meines Erachtens auch kein Ausschlussgrund, und ich sehe etwas Positives darin, dass ich aufgrund des

fehlenden Quellberufs noch nicht anderweitig akademisch sozialisiert war und somit die psychotherapiewissenschaftliche, individualpsychologische Sicht- und Denkweise meine akademische „Muttermilch“ darstellt.

Die bereits erwähnte wirkliche persönliche Auseinandersetzung und Förderung ermutigte mich auch, meine eigenen Gedanken zu behalten bzw. zu entwickeln und nicht in völlig verschulter Weise Wissen „wiederzukäuen“ und bei Bedarf „auszuspucken“. Dieser Punkt ist mir besonders wichtig, denn ohne ihn hätte ich auch nie mein Interesse an der Wissenschaft entdecken und ausleben können. Vor allem beim Werken an meiner Magisterarbeit (Arbesser-Rastburg, 2015) sowie meiner Dissertation, die noch im Werden begriffen ist, stellte sich Prof. Rieken immer wieder für Gespräche zur Verfügung, in denen wir zunächst manchmal auch nicht immer einer Meinung waren, er aber stets offen für meine Argumente und Sichtweisen war und sich von diesen auch überzeugen ließ bzw. durch Einwände meine weitere Arbeit bereicherte.

Auch wenn ich mit der Betreuung, den Ausbildungsinhalten und der Anregung meiner persönlichen Entwicklung im Fachspezifikum bislang sehr zufrieden war (und noch bin), handelte es sich dennoch keineswegs immer um einen einfachen Weg. Ich denke, unter anderem lässt sich ein Grund hierfür in der Individualpsychologie selbst finden, als sinnerfüllendem Gegenstand des Fachspezifikums. Denn im Gegensatz zum Beispiel zu einer orthodoxen Variante der Psychoanalyse liefert die Individualpsychologie kein strenges theo-

retisches Korsett. Dadurch bleibt es auch viel mehr dem Individuum überlassen, sich eingehend mit der Individualpsychologie und anderen tiefenpsychologischen Strömungen auseinanderzusetzen und mit ihr in Theorie und Praxis umzugehen. Durch die perspektivische Gebundenheit jedweder Erkenntnis ist eine absolute Annäherung an die Wirklichkeit ein unmögliches Unterfangen (Köller, 2004). Auch Adler war sich dessen bereits bewusst – Stichwort „Fiktionalismus“ (Adler, 1912a) –, und daher bietet die Individualpsychologie „lediglich“ theoretische Ideen, die dazu verhelfen, ein Gesichtsfeld zu schaffen, auf dem das Individuum gefunden, aber auch vermisst werden kann. Damit geht vor allem beim Erlernen der Individualpsychologie eine verstärkte Unsicherheit einher, sehnt man (dies ging nicht nur mir so, sondern auch vielen Kolleginnen und Kollegen) sich doch zunächst nach einem einfachen Regelsystem, das einem erklärt, wie die Dinge funktionieren – und weniger nach der Dynamik und der damit verbundenen Unsicherheit des Wissens um die Prozesshaftigkeit der menschlichen Seele, die es erfordert, mit viel Gefühl und Reflexion den Lebensstil des anderen zu „erraten“ oder dies zumindest zu versuchen. Mit der Zeit jedoch und der damit einhergehenden Reduktion von Ängsten lernte ich die Herangehensweise, welche die Individualpsychologie offerieren kann, immer mehr zu schätzen und zu nützen.

Weiters stellt die Problematik der Ausbildungskosten einen Punkt dar, der oftmals im Rahmen der Akademisierung diskutiert wird. Meist wird dann darauf hingewiesen, dass auf

Grund der Höhe der Ausbildungskosten vielleicht nicht die fähigsten, sondern nur die wohlhabendsten Studierenden den psychotherapeutischen Beruf ergreifen. Ich hatte während meiner Zeit im Fachspezifikum vor allem mit Kolleginnen und Kollegen unterschiedlichsten Alters aus weniger wohlhabendem Elternhaus zu tun. Da die Ausbildungskosten hoch sind, bedarf es, vor allem, wenn man sie selbst zu tragen hat, eines enormen Arbeitsaufwands und einer hohen intrinsischen Motivation, um die Ausbildung dennoch zu absolvieren. Und nicht nur die Ausbildungskosten sind für österreichische Verhältnisse enorm, auch das Ausmaß unbezahlter psychotherapeutischer, also auch psychotherapiewissenschaftlicher Tätigkeit, sucht seinesgleichen. Dieser Umstand ist in meinem Fall durch mein junges Alter verschärft. Denn da man in Österreich erst mit 28 Jahren in die Psychotherapeuten-Liste des Bundesministeriums eingetragen werden kann und Patienten auch erst dann eine Teil-Refundierung durch die Krankenkasse beantragen können, arbeite ich bis dahin an der psychotherapeutischen Ambulanz der SFU, um Erfahrungen zu sammeln, allerdings zu einem Quartalslohn, der nicht einmal ein Viertel meiner Monatsmiete ausmacht. Weder wird meine wissenschaftliche noch meine psychotherapeutische Tätigkeit finanziell angemessen entlohnt, und in einer Gesellschaft, in der Anerkennung oftmals in Form eines Geldbetrags erfolgt, ist es nicht nur der enorme Arbeitsaufwand – schließlich benötigt man ja auch einen Job, mit dem man seinen Lebensunterhalt verdienen kann (in meinem Fall als Behindertenbetreuerin) –, der

an einem zehrt, sondern auf Dauer, und nach neun Jahren, in der Mitte meines Doktorats, die fehlende finanzielle Anerkennung, die ich manchmal als sehr frustrierend erlebe und die nicht dazu beiträgt, die eigene Arbeit wertzuschätzen. Es bedarf daher einer äußerst hohen intrinsischen Motivation und eines vorrangig ideellen Gewinns, der einen, vor allem wenn man jung ist, dazu veranlasst, nicht nur psychotherapeutisch tätig zu sein, sondern auch am wissenschaftlichen Diskurs über das Magisterstudium hinaus teilzuhaben. Ich bin dafür dankbar, dass der ideelle Gewinn derzeit noch überwiegt, und das verdanke ich zu einem großen Teil auch den engagierten Mitgliedern des Fachspezifikums.

Literatur

Adler, Alfred (1912a). *Über den nervösen Charakter. Grundzüge einer vergleichenden Individualpsychologie und Psychotherapie*. In Karl Heinz Witte, Almuth Bruder-Bezzel, Rolf Kühn (Hrsg.), Alfred Adler Studienausgabe, Bd. 2. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008.

Arbesser-Rastburg, Nina (2015). *Der Münchner „Adlerhorst“ im Wandel der Zeit. Eine individualpsychologische Retrospektive. Die Geschichte des Alfred-Adler-Instituts München*. Münster, New York: Waxmann (Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, Bd. 12).

Köller, Wilhelm (2004). *Perspektivität und Sprache. Zur Struktur von Objektivierungsformen in Bildern, im Denken und in der Sprache*. Berlin, New York: De Gruyter.

Autorin

Mag. pth. Nina Arbesser-Rastburg, geb. 1989, Studium der Psychotherapiewissenschaft an der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien, derzeit Doktoratsstudium und Arbeit an einer Dissertation zur Katastrophenforschung. Seit 2010 Mitarbeiterin an der psychotherapeutischen Ambulanz der SFU sowie Behindertenbetreuerin beim Verein GIN in Wien.